

Es isch emal en Maa gsi

Brigitte Frizzoni

Es isch emal en Maa gsi,
Dä hätt en hoolä Zaa gha.
Und i däm hoolä Zaa isch es Trückli gsi,
Und i däm Trückli isch es Briefli gsi,
Und i däm Briefli isch gschtande:
Es isch emal en Maa gsi

...

Diesen Kindervers in Zürcher Mundart spulten wir als Erstklässlerinnen mit Vergnügen reihum ab, er war in den 1960er Jahren weit verbreitet auf den Pausenplätzen in der Deutschschweiz, kurz und knackig, Vergnügen an der Wiederholung inklusive. Der Verfasser des Kinderverses ist – wie bei Überlieferungen ‚aus dem Volksmund‘ üblich – unbekannt. Gut möglich, dass eine andere Erstklässlerin zur selben Zeit an einem anderen Ort und mit anderem Dialekt diesen kleinen Vers auch mit ihren ‚Gschpöndli‘ auf dem Pausenplatz mit Vergnügen reihum rezitierte. Bei einer Aargauer Erstklässlerin würde der Vers laut Gewährsfrau Fabienne Lüthi, die an der westlichen aargauischen Kantonsgrenze, in Oberentfelden, aufgewachsen ist, folgendermaßen klingen:

Es esch emol e Maa gsi,
De hett e hole Zaa gha.
Ond i dem hole Zaa esch es Trockli gsi,
Ond i dem Trockli esch es Briefli gsi,
Ond i dem Briefli esch gschtande:
Es esch emol e Maa gsi

...

Die Mundarten der Deutschschweiz sind aber nicht nur ‚vo Kanton zu Kanton verschiede‘. Der Linguistikprofessor Stefan Sonderegger verblüffte seine Studierenden an der Universität Zürich jeweils mit der ortsgenauen Zuordnung der dialektalen Färbung ihrer Ausdrücke. Eine Erstklässlerin in Brugg würde den Vers laut Gewährsmann David Ammann ortsspezifisch dialektal leicht anders gefärbt aufsagen:

Es esch emol en Maa gsi,
 De hett en hole Zaa gha.
 Ond e dem hole Zaa esch es Trockli gsi,
 Ond e dem Trockli esch es Briefli gsi,
 Ond e dem Briefli esch gschtande:
 Es esch emol en Maa gsi

...

Als bloße Notate mögen diese dialektalen Varietäten für unvertraute Ohren ziemlich identisch klingen – und tatsächlich vermischen sich im Aargauer Dialekt territorial bedingt vier Dialektgebiete, darunter auch der Zürcher und der Berner Dialekt. Ungefähr bei Brugg treffen mehrere Dialekt-Isoglossen aufeinander (Hunziker 2020). Die Brugger Erstklässlerin ist somit sensibilisiert für feine Dialektnuancen. Das Vergnügen an der Reihum-Wiederholung dieses Verses ist denn auch wesentlich verbunden mit der Freude an der Variation, nicht nur der dialektalen, sondern auch der intonatorisch-sinnlichen, die ‚vo Ort zu Ort und Chind zu Chind verschiede isch‘. Diese Freude an der Variation ist ein Merkmal, das populären Genres generell eigen ist. Sie kombinieren Schema und Variation kunstvoll und bieten ihren Leserinnen Erwartbares, aber immer auch Überraschung. Nicht verwunderlich also, dass auch dieser einfache Kindervers in zahlreichen Abwandlungen kursiert. Einige listet Gertrud Züricher bereits 1926 auf, etwa aus dem Baselland (Züricher 1926: 154, Nr. 2409).

Es isch emol e Meiteli gsi,
 Das isch in Wald gange.
 Döt het’s e Chörbli gfunde;
 In däm Chörbli isch e Briefli gsi,
 In däm Briefli isch gschtande:
 Es isch emol e Meiteli gsi

...

Oder aus Wädenswil (153, Nr. 2393)

Es isch emal en Ma gsi,
 Mit rote, rote Hose,
 Aber jetzt muesch lose:
 Es isch emal en Ma gsi
 ...

Und aus Bern (153, Nr. 2404)

Es ist einisch e Frou gsi,
 Die het es Hündli gha,
 Du het sie's du nümme welle.
 Söll i's no einisch erzelle?

Immer neue Variationen kommen hinzu, im Jahr 1992 zum Beispiel der Song *Tubel Trophy* der Zürcher Pop-Rockband *Baby Jail*, in welchem das ‚Schema‘ nur noch vage in der jeweils ersten Zeile von sieben der insgesamt acht Strophen anklingt:

Es isch emal en Tubel gsi, e richtig miesi Fläsche
 Dä hät gemeint, e helli Huut, das seg e Frag vom Wäsche

Und auch in diesem Song wird eine Fortsetzung insinuiert, so heißt es in der 7. Strophe:

Es isch emal en Tubel gsi, en zäche und en gsunde
 Dä isch irgendwo, wiit furt vo da, im Dräck verschwunde
 (...)
 Dihei i sinere Beiz, deet händs en zimmlig schnäll vergässe
 Und uf sim Platz da isch scho glii en neue Tubel gsässe

Denn selbstverständlich liegt der besondere Charme des Verses insbesondere in seiner potenziellen Endlosigkeit, im Versprechen ‚Fortsetzung folgt‘, das auch dem seriellen Erzählen eigen ist. Schweizer Zuschauerinnen mit Vergnügen an seriellen Narrationen und Freude am Sound verschiedener Mundarten kamen mit der ersten Schweizer Soap Opera *Lüthi und Blanc* (CH 1999–2007) auf ihre Rechnung, in welcher die Schauspieler allesamt in ihrem eigenen Dialekt sprachen, was für die Deutschschweiz mit ihrer medialen und konzeptionellen Diglossie charakteristisch ist: Die hochdeutsche Standardsprache wird als ‚Sprache der Distanz‘ in der schriftlichen und der Dialekt als ‚Sprache der Nähe‘ in der informellen, mündlichen Kommunikation verwendet (Brommer 2014). Doch die dialektale Vielfalt hat auch ihre Tücken und stellt für Schweizer Fernsehproduktionen eine besondere Herausforderung dar: So sprach Mutter Lüthi von *Lüthi und Blanc* zum Beispiel in markantem St. Galler Dialekt, Tochter Maja hingegen in Bündner Dialekt, während Sohn Martin wiederum in Aargauer Dialekt parlierte, was in der Presse als helvetisches Sprachenwirrwarr kritisiert wurde (Frizzoni 2001: 243–244). Die

Programmatik der ‚idée suisse‘, dezidiert zwischen den verschiedenen Sprach- und Kulturregionen der Schweiz vermitteln und eine „Gemeinsamkeit über alle politischen, regionalen, sprachlichen, konfessionellen und sozialen Unterschiede hinweg“ (Steinmann u.a. 2002: 26) fördern zu wollen, konfligierte mit der Plausibilität der Dialektverteilung innerhalb einer Kernfamilie.

In der gegenwärtig laufenden Schweizer Krimiserie *Wilder* (CH 2017–) setzt man daher auf einen Sprachcoach, damit die Serie mit der Berner Kantonspolizistin Rosa Wilder, gespielt von der Baslerin Sarah Spale, sprachlich glaubwürdig ist. Denn Basler und Berner Dialekt unterscheiden sich markant. Sarah Spale wird denn auch explizit auf ihre sprachlichen Künste angesprochen und gefragt, wie sie das bloß schaffe, als Baslerin so perfekt Berner Dialekt zu sprechen. Im Chat zur Serie erläutert die Schauspielerin, dass sie mit ihrem Dialekt-Coach sehr genau auf die Sprachmelodie achte. Zudem singe sie auf dem Velo Songs der Berner Rockband *Züri West*. *Züri West* ist eine ironische Bezeichnung der Bundeshauptstadt Bern, die westlich der größten Schweizer Stadt Zürich liegt. Die hier anklingende Konnotation von Zürich als urbanem, hippen, aber andere an den Rand drängendem Ort spiegelt sich auch in der Beliebtheitsskala der deutschschweizerischen Dialekte wider: Der Zürcher Dialekt rangiert mit deutlichem Abstand hinter dem Berner Dialekt. Die ‚Zürischnurre‘ wird als arrogant und großkotzig empfunden, während der Berner Dialekt als sympathisch und gemütlich beurteilt wird – weniger Manifestation linguistischer Differenzen als stereotyper Zuschreibungen, wie die Spracheinstellungsforschung zeigt. Mit ihrem Berner Dialekt ist Rosa Wilder somit auch sprachlich eine Sympathieträgerin, genauso wie ihr schrulliger Kollege Manfred Kägi, gespielt vom Berner Marcus Signer, der in der ersten Folge der zweiten Staffel zu ihr meint: „Irgendwie hani di sympatischer in Erinnerung“ (53.06–53.11).

Nie hätte ich als Kind gedacht, dass die populären Verse und all die Geschichten und Serien aus meiner Kindheit und Jugend einmal wertvoller Fundus für meine Berufskarriere sein würden: Als Volksschullehrerin in den 1980er Jahren beobachtete ich die reiche Spiel- und Singkultur der Kinder – darunter auch *Es isch emal en Maa gsi* (Stöcklin-Meier 1980: 66, Messerli 1985: 261, Nr. 524). Manche der faszinierenden Engadiner Märchen, die meine Großtanten meinen Schwestern und mir in den Ferien in Celerina erzählten, erkannte ich in den 1990er Jahren im Studium der Europäischen Volksliteratur bei Rudolf Schenda als Varianten der Grimmschen *Kinder- und Hausmärchen* wieder. Meine Lieblingsserie *Raumschiff Enterprise/Star Trek*, die bald Kultstatus erlangen sollte, aber genauso die mit wenig kulturellem Kapital ausgestatteten ‚Schmutz- und Schundheftchen‘, die Arzt-, Adels-, Heimat- und Liebesromanheftchen meiner Großmutter, die sie rege mit ihren Nachbarinnen austauschte und die ich in den Ferien auf ihrem Kachelofen las, schärfen mein Auge für genrekstituierende Merkmale, für Schema, Variation und serielle Strukturen. Ihre Kenntnis war nicht nur eine wertvolle Grundlage fürs Verfassen meiner ersten Seminararbeit bei Rudolf Schenda zu neueren erotischen Liebesromanheftchen des Cora-Verlags, sondern ist es bis heute auch für viele

Lehrveranstaltungen zu populären Genres und TV-Serien. Auch meine Promotion zu einer unter dem Label ‚Frauenkrimi‘ rege diskutierten Ausdifferenzierung innerhalb des Krimigenres ab den 1970er Jahren profitierte davon. Und tatsächlich, sogar “es Schpürli Krimi” taucht im Vers mit der Frage auf, was wohl in diesem “Trückli” verborgen liegt und was wohl in diesem “Briefli” steht.

Zitierte Literatur

- Brommer, Sarah. 2014. „Wird Standarddeutsch für Deutschschweizer aufgrund der neuen Medien zur Fremdsprache? Anmerkungen zu einem Topos des sprachreflexiven Diskurses.“ *Deutschblätter* 66, pp. 53–62.
- Frizzoni, Brigitte. 2001. „Seriendramaturgie im Zeichen der ‚idée suisse‘: Die Soap Opera *Lüthi und Blanc*.“ *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 97.2, pp. 231–252.
- „Hunziker2020. Aargauer Wörterbuch.“
<https://www.hunziker2020.ch/aargau/dialektlandschaft>. 30. August 2020.
- Messerli, Alfred. 1991. *Elemente einer Pragmatik des Kinderliedes und des Kinderreimes. Aufgrund autobiographischer Texte und einer Befragung von Zücher Schulkindern im Jahr 1985*. Aarau u.a.: Sauerländer.
- Steinmann, Matthias, u.a. 2000. *Medien und Identität – CH. Eine Studie zum Beitrag von Radio- und Fernsehprogrammen zur gesellschaftlichen und kulturellen Integration in der Schweiz*. Bern: SRG SRR idée suisse Forschungsdienst.
- Stöcklin-Meier, Susanne. 1980. *Verse, Sprüche und Reime für Kinder*. Zürich.
- Züricher, Gertrud. 1926. *Kinderlieder der Deutschen Schweiz*. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Helbling & Lichtenhahn.